

THEOLOGISCHE REVUE

117. Jahrgang

– Januar 2021 –

Dohmen, Christoph / Stemberger, Günter: Hermeneutik der Jüdischen Bibel und des Alten Testaments. – Stuttgart: Kohlhammer 2019. 241 S. (Kohlhammer Studienbücher Theologie, 1,2), brosch. € 36,00 ISBN: 978-3-17-036140-9

Sensibilisiert durch eine jahrhundertlang praktizierte, von antijüdischen Klischees geprägte christliche Schriftauslegung und aufgeschreckt durch das Verbrechen der Shoa sind Theologen und Bibelwissenschaftler seit Jahren darum bemüht, die christliche Schrifthermeneutik von Grund auf zu revidieren. Dabei geht es v. a. um das Verständnis des AT. Das von dem Alttestamentler Christoph Dohmen und dem Judaisten Günter Stemberger verfasste Studienbuch, erstmals im Jahre 1996 erschienen, liegt nun in einer überarbeiteten und erweiterten zweiten Auflage vor. Über die erste Auflage hinausgehend enthält die zweite neben einer Reihe aktueller Erweiterungen ein von beiden Vf.n gezeichnetes Schlusskap. unter der Überschrift „Verbunden und getrennt“ (234–238). Die übrigen drei Teile sind von den jeweiligen Autoren allein zu verantworten. D. führt im ersten Teil in das Thema der zweigeteilten Einheit der christlichen Bibel ein und macht mit Grundprinzipien der Hermeneutik vertraut. Im zweiten Teil gibt S. mit stupender Kenntnis und gleichwohl gut verständlich eine chronologisch angelegte Einführung in die jüdische Schriftauslegung, von der Zeit des Zweiten Tempels über die Schriftauslegung der Rabbinen bis zur jüdischen Exegese im Mittelalter. „Wollte man abschließend zusammenfassen“, so der Wiener Judaist, „was jüdische Hermeneutik besonders auszeichnet, müsste man wohl die Vieldeutigkeit des Textes nennen. Offenbarung lässt sich nicht auf einen einzigen Sinn, auf dogmatisch formulierbare Wahrheiten reduzieren [...]. Die Tora ‚ist zur Auslegung gegeben‘. Dieser rabbinische Grundsatz ist ernstzunehmen. Der Text ist nicht etwas Fertiges: der Empfänger muss ihn sich erst zu Eigen machen, durch Auslegung sich aneignen [...]. Erst der Leser macht die Bibel zu dem, was sie ist.“ (140f)

Im dritten Teil führt D. in die Hermeneutik des AT ein, allerdings nicht in Form eines historischen Abrisses, sondern sach- und problemorientiert. Dabei greift er das von Rolf Rendtorff, Erich Zenger u. a. entwickelte Modell des doppelten Ausgangs und der zweifachen Lesart des AT auf, um es im subtilen Gespräch und in kritischer Auseinandersetzung mit einer breiten Palette zeitgenössischer Positionen und kirchenamtlicher Dokumente zu vertiefen und ausführlich zu begründen. Es richtet sich v. a. gegen jene Modelle, die im Rahmen der christlichen Theologie das AT von vornherein und ausschließlich christlich zu lesen beanspruchen. Demgegenüber spricht D. von einer sowohl sachlich als auch zeitlich zu verstehenden „*Prae-Position* der Bibel Israels“ (171–175): „Gerade die kanonische Anordnung von Altem und Neuem Testament fordert die Christen zu einer doppelten Leseweise des Alten Testaments auf [...]. Sie ermöglicht und verlangt, das Alte Testament auch ohne christliche Interpretation zu lesen [...]. Da die Bibel Israels als Altes Testament ohne

christliche Interpretation oder Änderung dem Neuen Testament vorangestellt wurde, verlangt und erlaubt das erste Lesen des Alten Testaments den christlichen Kontext auszublenden, was vornehmlich durch ein Wahrnehmen der ursprünglichen (hebräischen und aramäischen) Texte möglich ist. Erst das zweite Lesen, das diese Texte in einen christlichen Interpretationszusammenhang stellt, muss den Text berücksichtigen, den die Autoren des Neuen Testaments benutzt haben. Das aber ist der griechische Text der LXX.“ (236) Das christliche Verständnis des AT ist nach D. selbstverständlich möglich, doch es stellt lediglich „eine – nicht die einzige – Interpretationsmöglichkeit der Bibel Israels dar“ (237). Der traditionellen christlichen Exegese bescheinigt D. eine hochproblematische „Israelvergessenheit“. An deren Stelle setzt der Regensburger Alttestamentler eine Hermeneutik der Israelerinnerung: „Hermeneutik des Alten Testaments *ist* Israelerinnerung“ (233). Darin sieht D. „die Chance christlicher Theologie im 21. Jahrhundert“ (233).

D. betont, dass das AT nicht christlich erweitert, gekürzt oder bearbeitet wurde, was im Rahmen der Entstehung und Fortschreibung biblischer Schriften durchaus möglich gewesen wäre, sondern dass es „ohne christliche Interpretation oder Änderung dem Neuen Testament vorangestellt wurde“ (236). Und eben dies verlangt, so D., dass es auch von Christen in einem ersten Akt *ohne* christliche Interpretation zu lesen ist.

An dieser Stelle erheben sich Bedenken. Ist es tatsächlich in einem streng theologischen Sinn notwendig, dass das christliche Verständnis des AT durch das jüdische Verständnis hindurchgehen *muss*, dass also das christliche Verständnis zwei Ebenen des Verstehens durchlaufen muss: eine jüdische und eine christliche? In diesem Fall müsste sich ein Christ auch die Prinzipien der jüdischen Bibelauslegung zu eigen machen. Und eines der Prinzipien lautet, den Tanach als in sich vollständig zu betrachten und nicht als Teil einer umfangreicheren Bibel, zu der auch das NT gehört, wie beispielsweise im Vorwort der *Jewish Study Bible* (hg. v. A. BERLIN / M. Z. BRETTLER, New York 2004, X) völlig zu Recht dargelegt wird.

Das Thema kann nicht ohne Berücksichtigung der historischen Fakten angemessen behandelt werden. Bei der Rekonstruktion der Entstehung des Christentums stützt sich D. insbes. auf die Arbeiten von Hubert Frankemölle und Daniel Boyarin (147f). Auf dieser Grundlage entwickelt er das hermeneutische Modell einer zeitlichen und sachlichen Priorität („zeitliches und sachliches Voraus“) der Bibel Israels (149). Die historischen Rekonstruktionen sind jedoch nach wie vor umstritten. Nach Udo Schnelle „ignoriert“ das von Boyarin vertretene „Modell schlicht die [...] historischen Fakten und ist am grenzenlosen religiösen Pluralismus des 21. Jh. in den USA orientiert, nicht aber an den intensiven Auseinandersetzungen und Abgrenzungen zwischen Juden und Christen im 1. und 2. Jh. n. Chr.“ (*Paulus. Leben und Denken*, Berlin ²2014, 171, Anm. 143). So scheint es mir angemessener zu sein, das Verhältnis zwischen Judentum und Christentum als ein symmetrisches und nicht als ein asymmetrisches zu verstehen. Renommierete Judaisten sprechen nicht mehr nur von der Entstehung des Christentums aus dem Judentum, sondern auch von der „Geburt des Judentums aus dem Geist des Christentums“ (Peter Schäfer). S. nennt eine Reihe von Beispielen, die zeigen, dass rabbinische Schriftauslegung bisweilen auch auf das Christentum reagiert (117–119): „Es gibt eine Vielzahl von rabbinischen Texten, die mehr oder weniger deutlich als im Dialog mit christlichen Traditionen verstanden werden können [...]. So wie christliche Bibelauslegung schon sehr früh auch rabbinische Traditionen aufgenommen hat [...], ist auch die jüdische Auslegung der heiligen Schriften nicht völlig isoliert zu sehen, sondern bezeugt immer wieder den Dialog mit dem Christentum.“ (119)

Weder dem jüdischen noch dem christlichen Verständnis des AT respektive des Tanachs kommt ein *prinzipieller* Vorrang zu, sodass das eine auf das andere angewiesen wäre. Beide können viel voneinander lernen und in großem Respekt einander begegnen. Keines von beiden ist genötigt, den normativen Geltungsanspruch seines Verständnisses zu relativieren oder gar aufzugeben. Das jüdische wie das christliche Verständnis sind als gleichberechtigte, miteinander um die Wahrheit ringende Auslegungen der Heiligen Schrift zu verstehen.

So sieht es auch das von der Päpstlichen Bibelkommission erstellte Schreiben *Das jüdische Volk und seine Heilige Schrift in der christlichen Bibel* aus dem Jahre 2001. Darin heißt es, „dass die jüdische Lesung der Bibel eine mögliche Leseweise darstellt, die sich organisch aus der jüdischen Heiligen Schrift der Zeit des zweiten Tempels ergibt, in Analogie zur christlichen Leseweise, die sich parallel entwickelte. Jede dieser beiden Leseweisen bleibt der jeweiligen Glaubenssicht treu, deren Frucht und Ausdruck sie ist. So ist die eine nicht auf die andere rückführbar. Auf dem konkreten Feld der Exegese können die Christen gleichwohl viel von der jüdischen Exegese lernen, die seit mehr als zweitausend Jahren ausgeübt worden ist, und sie haben in der Tat im Laufe der Geschichte auch viel von ihr gelernt. Ihrerseits können sie hoffen, dass die Juden auch aus christlichen exegetischen Untersuchungen werden Gewinn ziehen können.“ (Nr. 22) D. würdigt das Dokument der Bibelkommission, sieht allerdings die Gefahr, dass es den „Asymmetriegedanken“ aus dem Blick verliert (202). Mir dagegen scheint das Dokument richtig zu liegen, wenn es weder das christliche dem jüdischen noch das jüdische dem christlichen Verständnis der Schrift vor- oder unterordnet. Es dürfte auch dem christlich-jüdischen Dialog zugutekommen, einander auf Augenhöhe zu begegnen.

Das von D. entwickelte Modell der „doppelten Leseweise“ hat die Stärke, das AT vor einer christologischen Vereinnahmung zu schützen. Dabei darf jedoch nicht übersehen werden, dass es für Christen eine vorjesuanische Lesart gar nicht geben kann. Die Forderung, das AT „rein und unvermischt“ zu lesen, die D. in Anspielung an das Bekenntnis von Chalcedon erhebt (220), bedarf der Ergänzung durch das „ungetrennt und ungeteilt“.

Das engagierte und im kritischen Gespräch mit klassischen wie aktuellen Positionen verfasste Studienbuch bietet grundlegende Informationen zur jüdischen wie christlichen Schriftauslegung und regt dazu an, in eine intensive Diskussion dieser höchst aktuellen Thematik einzusteigen. Es erfüllt den Wunsch der Päpstlichen Bibelkommission, dass jüdische und christliche Schriftauslegung viel voneinander lernen können.

Über den Autor:

Ludger Schwienhorst-Schönberger, Dr., Professor am Institut für Bibelwissenschaft der Katholisch-Theologischen Fakultät Wien (ludger.schwienhorst-schoenberger@univie.ac.at)